Pam
Biog.

Erlebnisse
eines
indischen Missionars.

Von P. Steiner.

Basel
Verlag der Missionsbuchhandlung
1903.

Preis 10 Cts. = 10 Pf.

Im Verlag der **Missionsbuchhandlung** in **Basel** sind folgende **Missionsschriften** in bunten Umschlägen mit Bildern erschienen:

à 5 Cts. = 4 Pf.

Zum Verteilen liefern wir fortab diese kleinen Traktate zu folgenden **Partiepreisen:**

50	Exemplare gemischt zu Fr 2.—	= Mk.	1.60
100	„ „ „ „ 3.50	= „	2.80
500	„ „ „ „ 12.50	= „	10.—

Vorhanden sind noch folgende 55 Nummern:

2. **Odusinna,** der befreite Negerknabe.
4. **Abraham und seine Trommel.**
5. **Verstoßen und gefunden.**
6. **Das Armenhaus in Talatscheri.**
10. **Die Christengemeinde auf den Nilagiris.**
11. **Gottes Wort auf den Inseln der Südsee.**
12. **Königin Kapiolani und der Vulkan Kilauea.**
13. **Pitcairn und Norfolk,** oder die Schiffsmeuterer.
14. **Der Sturm im Hafen von Bombay.**
15. **Die Reise der ersten Missionskinder.**
17. **Unter den Pescherähs.** (Allen Gardiner.)
18. **Wie's Heidenkindern gehen kann.**
23. **Züge aus der barmanischen Mission.**
24. **Ein Prophetenspruch** und seine Erfüllung.
25. **Der gute schwarze Doktor.**
26. **Tschin,** der arme Chinesenknabe.
27. **Die gute Hand Gottes in der Mission.**
28. **Ernstes und Heiteres aus der Südsee.**
30. **Mädchenanstalten in Hongkong u. Tschongtschun.**
31. **Paulo Mohenu,** der bekehrte Fetischpriester.
33. **Dschiwamma.** Wie e. Hinduweib d. Heiland fand.
34. **Der kleine Ludwig.**
35. **Der Götze Dschagannath.**
39. **Die Schanar in Tinnewely.**
42. **Das Waisenhaus in Bettigeri.**
43. **Der kleine Pelikan,** ein Indianerhäuptling.
49. **Schatten und Licht in der Mission.**
50. **Von 3 Buddhistenpriestern.**
51. **Auch Muhammedaner bekehren sich.**
52. **Die Bibel in Indien.**
53. **Ein Missionar in kaiserl. russischer Uniform.**
54. **Allerlei zur Beherzigung.**
55. **Einige Früchte der Missionsarbeit in China.**
56. **Eine Barmanenfamilie.**
57. **Das Waisenhaus in Benares.**
58. **Etwas von den Negern in Amerika.**
59. **Eine ergreifende Geschichte aus Guyana.**
60. **Ein deutscher Missionar unter den Santals.**
61. **Um den Abend wird es licht sein.**
62. **In der Jugend gesät, im Alter geerntet.**
63. **Drei Frauenbekehrungen.**
64. **Auf einem indischen Heidenfest.**
66. **Heidnische und christliche Totenklage.**
67. **Vater Renz's letzte Fahrt.**
68. **Wie es im Kongostaate zugeht.**
73. **Kommet her zu Mir.** Von W. Haslam.
74. **Ihr werdet Ruhe finden.** „ „ „
78. **Deutsche Bahnglocken in Kamerun.**
79. **Im Norden Indiens.**
80. **Weihnachtsfeier in Kamerun.**
83. **Ein japanischer Georg Müller.**
84. **Paul Tschandren,** ein Knecht Gottes in Indien.
88. **Wie ein blinder Neger wieder sehend wurde.**
89. **Ein Blick in eine afrikanische Mädchenanstalt.**
90. **Sebastian,** der vielgereiste Neger.

à 10 Cts. = 10 Pf.

Erlebnisse eines indischen Missionars.
Russische Erzählungen. Von Petrow.
Aus fernen Heidenlanden.
Missionsleben unter den Rothäuten Nordamerikas.
Auf den Höhen von Deutsch-Ostafrika.
Aus Süd und Ost.
Ein Vater der Aussätzigen.
Ein weißer Heide, ein schwarzer Christ.
Gnanamma, eine treue und gesegnete Magd.
Der Meister ist da und rufet dich.
Der Heiden Elend, der Liebe Dienst. B. J. Kammerer.
Eine gerettete Retterin (Pandita Ramabai). Von H. Rhiem.
In Feindeshand. (Ashante.)
In Gottes Hut. Eine Kinderreise.
Jäger Afrikaner, der bekehrte Räuberhauptmann.
Der Kinderraub in Karatz. Eine Tscherkessengesch.
Wie ich den Heiden predige. Von Miss. Bohner.
Bilder aus dem Leben des chines. Volkes.
Freud und Leid im chinesischen Kinderleben.
Priscilla, die Sklavin. Von Miss. Matthissen.
Tschandukutti und Krischnan.
Zwölf Bilder aus der Missionswelt. Heft I-VIII
In Trübsal bewährt. Aus dem Leben eines chinesischen Christen.
Land, Leute und ärztl. Mission an der Goldküste.
Ein treuer Bekenner vom Libanon. Mit 6 Bildern.
Der Götze Odente. Ein Nachtstück a. d. Heidentum.
Bilder aus Bengalen. Mit 9 Bildern.
Indisches Frauenleben. Mit 5 Bildern.
Ein Sieg über den Islam. Mit 11 Bildern.
Blicke in die Tagesarbeit einer Senanaarbeiterin.
Tagesanbruch auf den Blauen Bergen. Mit 7 Bild.
Gottes Hand in der Basler Mission. Mit 9 Bildern.
Erinnerungen aus Kamerun. Mit 10 Bildern.
Theodora. Ein Bild aus dem indischen Kindesleben.
Missionsröslein. Aus d. Missionsleben d. Heimat.
Treue im Kleinen. Von L. Oehler. Mit 4 Bildern.
Der Heiden Not, der Christen Pflicht. 2. Aufl.
Im Urwald von Akem. Mit 10 Bildern.
Im Kampfe mit den Elefanten. Mit 6 Bildern.
Licht aus Afrika. Mit 3 Bild.
Streiflichter aus dem westafrik. Missionsleben.
Kalenderbilder in schönem Farbendruck à 10 Cts.

à 15 Cts. = 10 Pf.

Dr. William Elmslie, Missionsarzt in Kaschmir.
Weihnachtslicht. Erzählung aus Südindien.
Kämpfe und Siege in Kamerun.
Negerjünglinge nach dem Herzen Gottes.
Ein gefangener und ein freier Negerknabe.
Der Häuptlingssohn Musi.
Musi und die neue Zeit.
Häuptling Koto, der Erstling vom Abostamm.
Licht in der Finsternis. (Südind. Mission.)
Im Balilande. Von Miss. Autenrieth.

Erlebnisse
eines indischen Missionars.

Von

D. Steiner.

Basel
Verlag der Missionsbuchhandlung
1905.

lam
Biog.

I. Der Arbeit Anfang.

Es ist schon oft — erzählt der indische Missionar Jakob Chamberlain — die Frage an mich gerichtet worden: „Wie greift ihr Missionare denn die Missionsarbeit auf einem ganz neuen Gebiet im Heidenlande an? Wie kommt ihr den Heiden nahe? Auf welche Weise wird denn das Christentum an einem ganz neuen Platze gepflanzt? Ihr findet doch, wenn ihr in eine entlegene Gegend im Innern Indiens kommt, weder Predigthallen noch Tagesblätter vor, wodurch ihr die Leute mit dem Inhalt des Evangeliums bekannt machen könnt. In welcher Weise pflegt ihr denn die Missionsarbeit zu treiben?

Diese Fragen kann ich leicht beantworten; denn nachdem ich als junger Missionar in Verbindung mit der Arkot-Mission*) einige Jahre unter den Tamulen gearbeitet hatte, wurde mir der Auftrag zu teil, über der Grenze drüben unter den Telugu eine neue Mission zu eröffnen. So zog ich denn mit drei Nationalgehilfen, die das Telugu verstanden, dahin aus und ließ mich auf meinem neuen Arbeitsfeld nieder.

Da wir Weiße in den schlecht ventilierten Häusern der Eingeborenen nicht ohne Schädigung unserer Gesundheit leben konnten, zumal in den enggebauten Straßen der indischen Städte, so war ich genötigt, mit meiner Familie vorerst in einem Zelt zu leben, bis wir uns ein Häuschen errichtet hatten. Aber auch das Zeltleben war kein Vergnügen; denn es fiel gerade in die heißesten Monate des Jahres, in denen die Hitze einen solchen Grad erreichte, daß die Butter auf dem Tisch flüssig wurde wie Oel. Und als vollends die erste Monsun oder Regenzeit einsetzte und der Regen in Strömen floß, begann erst recht die Not. Der Fußboden unter uns wurde infolge der Nässe so weich und nachgiebig, daß die Stühle nach und nach bis fast an den Sitz im Boden versanken und alle Gegenstände sich mit Schimmel bedeckten. Selbst die Kleider und Wäsche waren am Morgen von Feuchtigkeit durchzogen.

Wir waren deshalb froh, als wir endlich wenigstens zwei Zimmer unseres Häuschens unter Dach und Fach hatten und diese mit unseren

*) Mission der reformierten Kirche Nordamerikas.

not acc.

kleinen Kindern beziehen konnten. Sobald dann die Regenzeit vorüber und das ganze Wohnhaus glücklich fertiggestellt war, gingen wir an den Bau eines kleinen Schulhauses, das zugleich als Kapelle dienen sollte. In ihm eröffneten wir dann eine Tagschule und hielten darin des Sonntags unsern Gottesdienst mit den wenigen Christen, die uns begleitet hatten und zum Teil zu unserm Haushalt gehörten. Bald stellten sich auch eine Anzahl von Leuten aus der Stadt dazu ein, die aber nur aus Neugierde kamen.

Inzwischen machten wir auch einen Anfang mit der Straßenpredigt. Ich ging jeden Morgen oder Abend mit meinen Gehilfen auf die Straßen und Plätze der Stadt und hier predigten wir den Vorübergehenden und die sich sonst dazu einstellten. Ebenso besuchten wir die umliegenden Dörfer und Weiler. In diesen mußten wir jedoch mit unserer Botschaft schon etwas vor Sonnenaufgang sein, ehe die Leute an ihre Arbeit gingen. Wir suchten uns in den Ortschaften irgend einen erhöhten Punkt, sei es auf einem Baumstumpf, einem Steinhaufen oder auf einer umgefallenen Erdmauer, läuteten die Handglocke und stimmten ein christliches Lied nach einer Telugu-Melodie an. Solcher Telugu-Weisen gibt es viele, die das Volk seit alten Zeiten mit Vorliebe zu Ehren seiner Götter singt, die sich aber recht wohl auch für einen christlichen Text eignen, um darin Gottes Liebe zu den Menschen zu preisen.

Wir hatten vielleicht anfangs kaum einen einzigen Zuhörer. Aber sobald die Töne des Lieds in der klaren Morgenluft durch die Fensterläden der Hütten drangen, da reckte sich mancher Schläfer auf seiner Matte und eilte ins Freie, eingehüllt in seine Decke, um nach der Ursache dieser frühen Musik zu sehen. Erblickten sie dann den weißen Fremden mit seiner farbigen Sängerschar, so kamen sie neugierig näher und hörten andächtig zu — wie sie gingen und standen. Andere, die sich inzwischen angekleidet hatten, gesellten sich zu ihnen, und so hatten wir schließlich nicht selten die Hälfte der ganzen Dorfbewohnerschaft als Zuhörer vor uns stehen. Dann lasen wir einen Abschnitt aus der Bibel, und einer von uns predigte darüber. Am Schluß der Ansprache wurden jedesmal Flugblätter mit christlichem Inhalt an die Umstehenden ausgeteilt und Schriftteile, sowie größere Traktate zum Kauf angeboten, die so nieder im Preise waren, daß mancher das eine und andere kaufte. So wurde manch gutes Samenkorn schon in aller Morgenfrühe ausgestreut.

Zu dieser Säemannsarbeit trat bald eine andere, weitere Tätigkeit hinzu. Kaum waren wir in unserer vorläufigen Wohnung einquartiert, als in der Stadt das jährliche Fest des Götzenwagens

Prozession mit dem Götzenwagen.

stattfand. Um elf Uhr nachts wurde der Götzenwagen bei Fackelschein von der abergläubischen Menge durch die Straßen der Stadt gezogen. Aber diesmal sollte es nicht ohne Unfall vorübergehen. Während der Prozession blieb der Wagen auf einmal festsitzen, die Seile rissen, und das unförmliche Gefährt war nicht mehr fortzubewegen. „Die Götter sind erzürnt!" schrieen die Priester in wildem Durcheinander. „Bringet schnell Kokosnüsse, um sie über den Rädern aufzubrechen und die Götter zu versöhnen; sonst sind wir verloren!" Bestürzt eilte das Volk davon und erschien mit den geforderten Kokosnüssen auf dem Platze. Eifrigst wurden sie auf den Wagenrädern zerschlagen, und in Strömen rann die Kokosmilch daran herunter.

Unter den Leuten, die sich auf diese Weise bemühten, der Götter Zorn zu stillen, befand sich auch ein Landmann von höherer Kaste. Indem er aber eine Kokosnuß auf dem Rad aufschlagen wollte, entfiel sie seiner Hand und rollte unter den Wagen. Geschwind griff er darnach, um sie hervorzuholen. In diesem Augenblick gab der Wagen, an dem die Leute mit aller Macht zogen, mit einem gewaltigen Ruck nach. Der schwere Karren ging dem armen Manne über Arm und Hand und zermalmte dieselben in entsetzlicher Weise. Seine Schmerzenslaute wurden übertönt von dem Jauchzen und Getümmel des Volkes.

Da ich durch verschiedene glückliche Kuren, die ich an meinen Arbeitern während des Hausbaues verrichtet hatte, als Arzt in der nächsten Umgebung einigermaßen bekannt geworden war, kamen sofort einige Freunde des Verwundeten zu mir und baten mich, des Mannes Leben zu retten. Ich steckte das nötige Verbandzeug, sowie einige Belebungsmittel zu mir und eilte zu seinem Haus, wo man bereits die Totenklage an seinem Lager anstimmte. Denn da er durch den Blutverlust in eine Ohnmacht gefallen war, hielt man ihn für tot. Doch Gott schenkte mir des Mannes Leben. Aber welche Arbeit kostete seine Behandlung! Waren es doch allein zehn Knochenbrüche, und außerdem gab es zerquetschte Muskeln, Sehnen, Nervenstränge und zerrissene Blutgefäße. Wie angelegentlich beteten unsere wenigen Christen für ihn! Und wirklich der Mann genas mit Gottes Hilfe; selbst seine schwerverletzte Rechte blieb ihm erhalten.

Er gehörte einer angesehenen, einflußreichen Bauernfamilie an, die auf dem Lande eine zahlreiche Verwandtschaft hatte. Kein einziges dieser Familienglieder beteiligte sich je wieder an dem heillosen Götzenfest. Auch verging kaum ein Sonntag, an dem nicht mehrere Angehörige unsern christlichen Gottesdienst besuchten. Und trotzdem trat keiner derselben öffentlich zum Christentum über, obwohl sie alle von jener Zeit an Freunde und Beschützer der Christen waren.

Von da ab konnte ich mich der ärztlichen Tätigkeit nicht mehr entziehen. Besonders in chirurgischen Fällen, in denen die Kunst der heimischen Aerzte mit ihren mittelalterlichen Mitteln zu schanden wurde, ward ich von den Leuten von allen Seiten überlaufen. Nach und nach wuchs dieser Zweig der Arbeit mir so unter den Händen, daß ich in der kleinen Hütte, die mir als Klinik diente, oft über hundert Patienten täglich zu behandeln hatte.

Bis dahin hatten englische Freunde, meist Regierungsbeamte, unsere kleine medizinische Mission so viel als möglich unterstützt. Sie taten dies um so lieber, als ich sie und ihre Familien oft zu behandeln hatte, da damals dort weit und breit kein Arzt zu haben war. Schließlich nahm aber die Sache einen solchen Umfang an, daß wir unsere ärztliche Mission auf einen größeren Fuß stellen mußten. Wir erbaten von der Regierung einen jährlichen Beitrag, es wurden geeignete Lokalitäten errichtet, und im Jahr 1869 waren wir so weit, daß ein regelrechtes Hospital mit einer Apotheke dastand, das von einem Missionsarzt geleitet wurde. So entwickelte sich nach und nach ein gesegnetes Werk, dem ich viele Jahre hindurch meine Kräfte widmen durfte.

---

2. Auf der Predigtreise.

Als unser Haus fix und fertig war und unsere Zelte zur Verfügung standen, konnten wir auch daran denken, ausgedehntere Predigtreisen zu unternehmen und alle Dörfer unseres Bezirks zu besuchen.

Wir nahmen unsere Zelte mit und versahen uns mit einem großen Vorrat von Bibelteilen und Traktaten, hauptsächlich in der Telugusprache, aber auch mit solchen in Hindostani, Kanaresisch und Tamil, für den Fall, daß wir unterwegs Leute treffen sollten, die die eine oder andere dieser Sprachen verständen. So zogen wir auf eine mehrwöchentliche Predigtreise aus.

Wir schlugen zuerst unser Zelt nur wenige Meilen von der Hauptstation entfernt in irgend einem schattigen Haine in der Nähe einer zentralgelegenen Ortschaft auf und predigten dann in all den Dörfern und Weilern ringsum. Von hier aus ließen wir uns sodann einige Meilen weiter nieder und arbeiteten in gleicher Weise in den umliegenden Ortschaften. So wurde innerhalb weniger Wochen der ganze Bezirk bereist und das Evangelium dessen Bewohnern gepredigt.

Des Morgens pflegten wir gewöhnlich etwa drei oder vier Dörfer zu besuchen und des Abends ebensoviele, je nach ihrer Lage.

Indem wir schon vor Tagesanbruch unser Zelt verließen, trafen wir die Bewohner noch in den Dörfern an, ehe sie an ihre Tagesarbeit auf den Pflanzungen gingen. Durch unsern Gesang auf die Straße gelockt, fehlte es uns meist nicht an einer zahlreichen Zuhörerschaft, der wir die göttliche Wahrheit verkündigten. Schließlich beschenkten wir sie noch mit einigen buntfarbigen Flugblättern und boten ihnen Evangelien und Bibelteile zu billigem Preise an. Dann sagten wir den Leuten Lebewohl und luden sie ein, sich in unserem Zelt oder auch auf der Station einzufinden, um noch weiteres über den Heilsweg zu hören.

Im nächsten Dorf trafen wir die Bewohner schon alle auf den Beinen und bei ihrer Beschäftigung. Der Weber saß an seinem Webstuhl, der Bauer jochte seine Ochsen an, um mit ihnen auf das Feld zu fahren, die Schreiner schärften ihre Werkzeuge und die Schmiede fachten ihr Herdfeuer an. Doch sobald unser Gesang an ihr Ohr schlug, verließen sie gewöhnlich ihre Hantierung und kamen herbei, um das Wort des Fremden zu hören.

Kamen wir dann ins dritte Dorf, so fanden wir allerdings schon alles bei der Arbeit, und viele der Männer waren bereits auf ihren Pflanzungen. Aber wir konnten doch unsere Botschaft den Frauen ausrichten, die verstohlen über die Mauern und Zäune ihrer Gehöfte herüberlugten, sowie den greisen Männern, die sich im Schatten der Bäume auf der Dorfstraße niedergelassen hatten und der Ruhe pflegten. Stand dann die Sonne bei vorgerückter Tageszeit schon höher am Himmel, sodaß uns die Hitze das Predigen auf der offenen Straße nicht mehr zuließ, so fanden wir immerhin noch eine kleine Zuhörerschaft auf dem schattigen Platze unter dem sogenannten Versammlungsbaume des Dorfes. Ein solcher Baum findet sich am Eingang der meisten Hindudörfer jener Gegend. Gewöhnlich ist es ein Banianen- oder Mangobaum, unter dessen Schatten eine Art von Plattform in der Höhe von einigen Fuß aufgemauert ist. Hier pflegen die Aeltesten des Dorfs zur Besprechung ihrer Angelegenheiten und zur Schlichtung von Rechtshändeln zusammen zu kommen. Da die Plattform eine Fläche von 12 bei 20 Fuß im Geviert einnimmt, so gewährt dieselbe genügend Raum für eine größere Anzahl von Leuten, die hier mit untergeschlagenen Beinen sitzen oder auf den Fersen hocken und denen wir in dieser Stellung das Evangelium nahe brachten. Doch wir mußten in diesem Fall, um die Leute festzuhalten, die Vorsicht beobachten, daß wir uns ebenfalls in irgendeiner Weise niederließen, denn es wäre für sie als Zuhörer nicht passend, wenn sie sitzen blieben, während ihre Lehrer oder Prediger stehend ihre Lehre vortrügen.

Gewöhnlich kehrten wir um 9 Uhr morgens zu unsern Zelten zurück; doch konnten wir je nach der Jahreszeit, wenn es auf den Pflanzungen nicht viel zu tun gab, auch noch zu späterer Stunde Leute zu unserer Verkündigung antreffen. So machte ich, begleitet

Am Rastplatz.

von einem eingeborenen Gehilfen, am frühen Morgen meist einen Marsch von einigen Stunden im Umkreis und predigte dabei in einem halben Dutzend Dörfer und Weiler, bevor ich zum Zelt und zum Frühstück zurückkehrte. Hatten wir dann am Abend Mondlicht, so zogen wir aufs neue aus und besuchten wieder eine Anzahl von

Ortschaften. Wir führten über diese Dörfer und die jedesmalige Zuhörerschaft genau Buch, sowie über den Absatz unserer Schriften.

Von einem solchen Zentrum aus, an dem wir unser Zelt aufgeschlagen hatten, bearbeiteten wir gewöhnlich 30 bis 70 Dörfer, je nachdem die Gegend mehr oder weniger dicht bevölkert war. Bisweilen belief sich die Zahl der besuchten Ortschaften noch höher. So erinnere ich mich, daß ich einmal mein Zelt auf einer Ebene aufschlug, von wo aus wir in einem Umkreis von einigen Stunden 160 Dörfer innerhalb von 18 Tagen aufsuchten. Wir beschränkten uns dabei nicht auf einen einmaligen Besuch, sondern predigten in den größeren Ortschaften ab und zu und hatten so in dem einen Jahr in mehr denn tausend Dörfern unsere Botschaft ausgerichtet. Es zeigt dies, wie stark bevölkert unser Gebiet war und daß selbst die Landbevölkerung nicht auf ihren Pflanzungen zerstreut lebt, sondern in Dörfern ansässig ist. Wohl sind die Weiler und Dörfer oft recht klein und sie weisen bisweilen nicht mehr als 50 Bewohner auf, aber es gibt doch auch recht ansehnliche Ortschaften, wo die Bewohner nach Tausenden zählen.

---

3. Auf den Märkten der Hindu.

Außer dieser systematisch betriebenen Verkündigung des Evangeliums auf den Straßen und Plätzen der Dörfer unterließen wir auch nicht den Besuch der öffentlichen Märkte. In jedem Distrikt finden an zwei oder mehr zentral gelegenen Plätzen regelmäßige Wochenmärkte statt. Auf diesen trifft man gewöhnlich Leute aus 50 bis 100 Dörfern beisammen. Die Bauern bringen ihre Feldfrüchte zum Verkauf dahin, die Weiber ihre Zeuge, die Fruchthändler ihr Obst, die Gold- und Silberschmiede ihre Erzeugnisse, die Gewürzkrämer ihre Spezereien aus weiter Ferne und die Familienväter stellen sich ein, um Einkäufe für ihre Haushaltungen zu machen.

Die Straßen und Fußwege, die über die Felder zu den Marktplätzen führen, sind vom frühen Morgen bis gegen Mittag von unzähligen Leuten belebt, die alle demselben Ziel zustreben. Der Wochenmarkt wird gewöhnlich in irgend einem großen Hain im Schatten der Bäume abgehalten. Hunderte von kleinen Zelten sind aufgeschlagen, unter denen die wertvolleren Waren ausgelegt sind, während den übrigen Verkäufern der Schatten der Bäume genügt. Vom Mittag an bis 3 Uhr ist das Marktgetriebe am lebhaftesten, bis sich gegen Abend der Platz nach und nach wieder leert und ein jeder seinem Heimatdorf zuwandert.

Um diese Märkte zu besuchen, darf der Missionar die Hitze des Tages nicht scheuen. Aber es ist ihm hier wie kaum anderswo die Gelegenheit geboten, seine Samenkörner unter eine Volksmenge auszustreuen, die aus der ganzen Umgegend zusammenströmt und von der doch vielleicht manches heilsame Wort mitgenommen wird ins eigene Heim. Freilich auf manchen dieser Märkte sind die Leute so von ihrem Geschäft eingenommen, daß sie kein Ohr für die Verkündigung des Evangeliums haben. Aber etwas seitwärts, wo das Marktleben nicht so geräuschvoll ist, sammelt sich doch meist eine Zuhörerschaft um den Missionar, der sich hier auf einer kleinen Erhöhung im Schatten eines Baumes aufgestellt hat. Schon die Neugierde, was wohl der Fremdling zu sagen hat, läßt manche von den Vorübergehenden stehen bleiben und zuhören. Bisweilen ist es auch für viele, die da ihre Artikel feilbieten, eine interessante Unterhaltung, von ihrem Standort aus dem Worte des Predigers zu lauschen, zumal wenn ihnen die Sache neu ist.

So erinnere ich mich, daß ich vor Jahren einen solchen Wochenmarkt besuchte, wo das Evangelium noch nie zuvor gepredigt worden war. Als ich mit meinen beiden Nationalgehilfen am Mittag den Markthain erreicht hatte, stellten wir uns auf einem etwas erhöhten, schattigen Platze auf, in dessen Nähe sich ein kleiner Götzentempel mit flachem Dache erhob. Wir sangen ein Lied, und eine Menge Volks umstand uns neugierig. Während einer nach dem andern von uns zu den Leuten redete, hatte sich mittlerweile immer mehr Volk um uns geschart, sodaß viele den Prediger weder sehen noch hören konnten. Da drängte sich einer der Hörer, den die Sache besonders interessierte, aus dem Hintergrunde durch die Volksmenge und machte einen eigenartigen Vorschlag. Der Missionar solle, so meinte er, auf das platte Dach des Tempelchens hinaufsteigen, damit ihn die Marktleute alle sehen und hören könnten. Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, und unterstützt von hilfsbereiten Händen wurde das Tempeldach glücklich erstiegen. Das Gesumme des Marktes verstummte, denn Käufer und Verkäufer hatten sich alle herzugedrängt, um uns zu hören. Das Hindu-Karussell hatte seine Umdrehungen eingestellt, denn die Reiter der hölzernen Pferde, sowie die dabei beschäftigten Leute hatten sich alle zu der neugierigen Volksmenge gesellt. Die Gaukler unter dem nahen Schattenbaum hatten die verschiedenen Gegenstände, die sie für ihre Tausendkünste benützten, in einen Sack gesteckt, denn es schenkte ihnen niemand mehr Aufmerksamkeit. Die Schlangenbeschwörer brachten ihre Schlangen in kleinen flachen Körben unter, deckten diese sorgfältig zu und mischten sich

unter die Zuhörerschaft. Nur die Zuckerwaren-Verkäufer blieben bei ihren Buden zurück, da ihre Süßigkeiten zu verführerisch waren für die vielen Knaben, die sich in ihrer Nähe herumtrieben. Aber all die verschiedenen Stoffwaren- und Fruchthändler hatten unbesorgt ihre Verkaufsstellen verlassen und drängten sich mit den andern Leuten an den Tempel heran.

Bei der allgemeinen Stille, die nun eintrat, und bei dem Wohlklang der Telugu-Sprache konnte jeder Einzelne ohne Schwierigkeit den Missionar verstehen, der hoch über ihren Häuptern auf dem platten Tempeldache stand und der zahlreichen Zuhörerschaft die gute Botschaft verkündigte. Fast eine halbe Stunde lang hörten die Leute mit der größten Aufmerksamkeit lautlos zu. Als ich dann schwieg, hatten manche allerlei Fragen über das Gehörte zu stellen, sodaß der Marktverkehr auch jetzt noch eine Zeitlang unterbrochen blieb. Schließlich stieg ich wieder vom Tempeldach herunter und meine Gehilfen boten den Umstehenden Evangelien und Traktate an, aus denen sie den Heilsweg noch eingehender kennen lernen konnten. Da zog mancher sein Geldstück hervor, das er vielleicht zu ganz anderen Einkäufen mitgebracht hatte, und erstand dafür ein Büchlein, das nun mit in sein Heim wanderte, wo es noch in weiteren Kreisen Segen stiften konnte.

Eine solche eifrige Zuhörerschaft gehört nun freilich in Indien zu den Seltenheiten. Sehr oft wird man von Priestern, die sich zufällig auch beim Markte einfinden, oder auch von vorlauten Leuten unliebsam unterbrochen. Nicht selten entspinnen sich bei dieser Gelegenheit längere Dispute, die oft eine Stunde und länger fortgeführt werden und an denen Hunderte von Zuhörern die regste Teilnahme nehmen. Wir halten zwar nicht viel von solchen öffentlichen Disputationen, da sich dabei die Gemüter gewöhnlich erhitzen, und in der Regel ist ein aufgebrachter Mensch nicht sonderlich geneigt, sich von der Wahrheit seines Gegners überzeugen zu lassen. Aber wir weichen ihnen auch nicht aus, wenn sie uns aufgedrängt werden. Denn manchem aufmerksamen Zuhörer entgeht vielleicht doch nicht der scharfe Unterschied zwischen Gottes Heilsplan und dem besten heidnischen Lehrsystem. Auch fällt möglicherweise hie und da ein Samenkorn in das Herz eines suchenden Heiden, der ohne den Geist des Widerspruchs und ohne Vorurteil dem Disput zugehört hat.

Bisweilen wird aber auch der Verkündigung des Evangeliums auf öffentlichen Plätzen ein Widerstand entgegengesetzt, der zu groben Tätlichkeiten übergeht. Davon nur ein Beispiel.

Eines Tages befand ich mich in Begleitung eines Nationalgehilfen in der nordöstlichen Ecke des Meisur-Gebiets, wo wir uns

Banianenbaum in Indien.

in einer volkreichen Stadt am Kreuzungspunkt zweier Straßen aufgestellt hatten. Es währte nicht lange und wir hatten eine ziemlich große Zuhörerschaft, worunter sich viele Brahmanen befanden. Mit finstern Blicken standen sie da, während wir einen Gesang anstimmten und einen Schriftabschnitt vorlasen. Sie waren offenbar feindselig gestimmt, erhoben aber keinen Widerspruch. Am Schluß unserer Ansprache boten wir ihnen einige Traktate und Evangelien unentgeltlich an, aber niemand nahm ein Exemplar an, ja wir wurden keines Wortes gewürdigt, sodaß wir uns anschickten, zu unserem Zelt zurückzukehren.

Als wir langsamen Schrittes die Straße entlang gingen, erhob sich hinter uns ein entsetzliches Gebrüll. Zugleich flogen Steine, Erdschollen und andere Wurfgeschosse hinter uns her. Ein Stein von der Größe eines Eies traf mich gerade auf den Kopf, aber mein Korkhelm schützte mich glücklicherweise vor ernstlichem Schaden. Aber auf diese Weise wollte ich das Feld nicht räumen. Ich wandte mich deshalb an meinen Begleiter, den Katechisten, und sagte zu ihm: „Es wird das Beste sein, wir gehen wieder zurück und stellen uns noch einmal vor der Volksmenge auf; sie sollen nicht meinen, sie haben uns vom Platze vertrieben.

So machten wir denn wieder Kehrt und gingen geradeswegs auf den tobenden Haufen los. Als die Leute sahen, daß wir furchtlos und entschlossen auf sie zukamen, hielten sie mit dem Werfen von Steinen inne und wichen zurück. Da ich wußte, daß es hauptsächlich die Brahmanen waren, die das Volk aufgereizt hatten, ging ich auf sie los und redete sie so ruhig als möglich an: Brüder, wenn ihr uns etwa steinigen wollt, so mögt ihr das von Angesicht zu Angesicht tun und nicht von hinten her. Wir sind deshalb noch einmal zurückgekommen, damit ihr es ohne Anstand tun könnt. Nur möchte ich euch erst fragen, warum ihr uns mit Steinen werft. Geschieht es etwa darum, weil wir Heimat und Vaterland verlassen haben und auf unsere Kosten zu euch gekommen sind, um euch das Beste, was wir besitzen, zu bringen? Oder geschieht es etwa darum, weil wir euch den Gott verkündigt haben, der die Welt also geliebt hat, daß er seinen eingeborenen Sohn gesandt hat, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben ꝛc.?

Währenddem hatten sich die Leute immer näher herzugedrängt, um zu hören, was wir den Brahmanen zu sagen hätten. Diese schienen sich ihrer Handlungsweise zu schämen und hörten ruhig zu. Ich ging dann in meiner Ansprache die Hauptpunkte unserer christlichen Heilslehre durch und fragte sie nochmals, ob sie uns zum Dank für diese Verkündigung nicht anders zu antworten wüßten

als mit Steinwürfen. Alle hörten nun ruhig und mit Interesse zu. Keine Hand rührte sich und die Blicke wurden freundlicher. Endlich brachen einige das Schweigen und sagten wie zur Entschuldigung: „Es waren nur einige Vagabunden hier, die euch mit Steinen bewarfen, aber wir werden nun dafür sorgen, daß ihr fortan unbelästigt bleibt."

Als wir unsere Ansprache beendet hatten, machten wir unsere Zuhörer darauf aufmerksam, daß wir verschiedene religiöse Schriften, z. B. das Leben unseres Erlösers, das Evangelium Lukas u. a. bei uns hätten, die sie für eine Kleinigkeit kaufen könnten. Daraufhin langte einer nach dem andern sein Kleingeld hervor und kaufte uns ein Büchlein ab, bis unser ganzer Vorrat abgesetzt war. Schließlich begleiteten uns fünf der angesehensten Leute in höflichster Weise bis zu unserem Zelt, wo sie uns noch wegen der „pöbelhaften Behandlung" ernstlich um Verzeihung baten. — So endete jene Straßenpredigt.

---

4. Erlebnis mit einer Schlange.

Bei meinen Predigtausflügen fehlte es natürlich auch nicht an mancherlei Gefahren, wobei ich oft Gottes wunderbare Bewahrung erfahren durfte. Ein solches Erlebnis sei hier kurz erwähnt.

Eines Tages befand ich mich mit meinen Begleitern in einem großen Waldbezirk von mächtigen, hohen Bäumen, deren dichte Laubkronen sich über unsern Häuptern wölbten. Der schmale Pfad, auf dem wir dem Godaveri-Fluß zusteuerten, zeigte nur hie und da eine kleine Lichtung, einzelne Dörfchen und Pflanzungen. Wir hatten an jenem Morgen einen langen Marsch hinter uns, auf dem wir in den verschiedenen Dörfern und Weilern gepredigt und Schriften verteilt hatten. Etwa um zehn Uhr hieß es, es liege eine Stadt gerade vor uns; ich ritt deshalb etwas voraus, um inzwischen einen Platz ausfindig zu machen, an dem sich das Zelt am besten aufschlagen ließe.

Als ich mich dem Orte näherte, sah ich eben einige Leute aus der Stadt herauskommen. Ich grüßte freundlich und fragte sie nach einem schattigen Rastplatz. — „O, da brauchen Sie gar nicht erst Ihr Zelt aufzuschlagen", meinten sie. „Hier in der Nähe ist ein neu gedecktes Gebäude, das wir eben erst für unser Rindvieh errichtet haben. Das wird Ihnen denselben Dienst tun wie Ihr Zelt und es erspart Ihnen die Mühe des Aufschlagens. Bitte, machen Sie ruhig davon Gebrauch, wie es Ihnen beliebt."

Das bezeichnete Gebäude stand in nächster Nähe außerhalb des Stadttors und war durchweg aus Palmzweigen hergestellt, hatte aber keine Tür, sondern nur einen offenen Eingang. Der Fußboden bestand aus der bloßen Erde und war noch grün bewachsen, da der Raum bis jetzt noch nicht benützt worden war. Ich nahm das Anerbieten der Leute dankbar an, und als mein Karren anlangte, nahm ich sogleich mein Lagerbett heraus, stellte es mitten in der Hütte auf und warf mich ermüdet darauf, um etwas zu ruhen.

Während ich so auf meinem Lager lag, nahm ich mein griechisches Testament und las darin, bis die Hand, mit der ich das Buch über mir hielt, erlahmte und samt dem Testament zur Seite herabsank. Da erst erblickte ich auf einmal zu meinem Schrecken gerade über meinem Gesicht eine große Schlange, die sich um einen Bambusbalken gewickelt hatte und deren Kopfende nun einige Fuß lang direkt über mir herunterhing, und zwar mit funkelnden Augen und spielender Zunge. Das Buch, das ich beim Lesen gerade über mir gehalten, hatte mich bis jetzt das gefährliche Reptil über mir nicht sehen lassen. Augenscheinlich hatte die Schlange vorher im Blätterdach der Hütte geschlafen, war dann durch meine Ankunft geweckt worden und hatte sich während meiner Lektüre allmählich um ein Drittel ihrer Länge von oben herabgelassen, um den Eindringling näher zu besichtigen. So war sie, als ich ihrer ansichtig wurde, nur noch etwa Armslänge von meinem Gesicht entfernt, auf das sie züngelnd losfahren wollte. Da gab's kein Besinnen für mich. Ohne auch nur den Kopf zu erheben — denn die Schlange war mir zu nahe — sprang ich mit einem Satz auf meine Füße, ergriff einen Bratspieß mit scharfer Spitze, der zum Glück gerade bei der Hand war, durchbohrte damit das Tier an der Stelle, wo es sich um den Balken gewickelt hatte, und hielt es damit fest.

Nun trat jedoch eine andere Schwierigkeit ein. Ich hielt den Spieß krampfhaft in der Hand, um das Herunterfallen und Entweichen der Schlange zu verhindern. Aber diese bäumte sich jetzt zurück und fuhr mit gewaltigem Zischen auf meine Hand los, die den Spieß hielt, und kam mit ihren fürchterlichen Giftzähnen meiner ausgestreckten Hand bedenklich nahe. Ließ ich den Spieß los, so fiel derselbe natürlich zu Boden und mit ihm auch die Schlange, mit der ich dann das Nachtquartier in der Hütte nicht hätte teilen wollen. Hielt ich ihn aber fest, so war vorauszusehen, daß sie sich am Spieß hätte heruntergleiten lassen und mich so erreicht hätte. Das wäre aber höchst fatal für mich gewesen.

Da erschien zum Glück auf mein ängstliches Rufen mein Diener

mit einer handfesten Keule, und während ich den Spieß mit der linken Hand festhielt, versetzte ich dem gefährlichen Tier einige kräftige Schläge auf den Kopf, daß ihm der Atem ausging. Die Schlange lag tot zu meinen Füßen. Sie war etwa zehn Fuß lang und kein zu verachtender Gegner.

Noch war ich in ihren Anblick versunken, als einer der Stadtwächter an der Hütte vorüberging und neugierig hereinschaute. Zu seinem großen Erstaunen sah er, was vorgefallen war. Er erblickte das gefährliche Tier tot zu meinen Füßen da liegen, während ich an demselben noch herumhantierte. In diesem Augenblick schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß ich mich in einer mißlichen Lage befände, denn ich hatte mich ja nach der Anschauung der Hindu einer strafbaren Handlung schuldig gemacht. Wußte ich doch nur zu gut, daß die Leute die Schlangen als Halbgötter verehrten und fürchteten. Sie wagen deshalb nicht, ein solches Tier aus dem Wege zu räumen oder zu belästigen und bitten ängstlich um das Leben desselben, wenn jemand eine Schlange töten will. Glauben sie doch, daß in solchem Fall das ganze Schlangengeschlecht der betreffenden Familie den Krieg erklärt und nicht ruht, bis dieselbe samt all ihren Nachkommen ausgerottet und vom Erdboden vertilgt ist. Und nun war ich als Missionar, der den Leuten das Evangelium predigen wollte, in den Fall gekommen, ein solch heilig und unverletzlich geachtetes Tier ohne weiteres zu töten. Mit Recht mußte ich fürchten, daß ich dadurch die Stadtbewohner gegen mich aufgebracht und mir den Eingang bei ihnen selbst verschlossen hätte.

Da ich wohl wußte, daß die Sache wie ein Lauffeuer in der Stadt bekannt werden würde, begann ich sofort die Vorbereitungen zu meiner Verantwortung zu treffen; denn es war klar: eine solche würde man alsbald von mir fordern. Ich erinnerte mich dabei einer Stelle in einem Telugugedicht, worin der Dichter die Vertilgung giftiger Schlangen anempfiehlt. Da ich zufällig ein Exemplar jenes Dichters bei mir hatte, öffnete ich meine Bücherkiste und langte es heraus. Aber ich hatte die betreffende Stelle noch nicht gefunden, als ich schon die angesehensten Leute des Städtchens zum Tore herauskommen und auf meine Hütte zuschreiten sah.

Zu meinem großen Erstaunen war keinerlei Erregung auf ihren Gesichtern zu lesen; im Gegenteil. Sie zogen in feierlicher Prozession daher und trugen in ihren Händen Auftragbrettchen mit Süßigkeiten, Kokosnüssen, Limonen und mit brennenden Weihrauchstäbchen darauf. Als sie den Eingang zu meiner Hütte erreicht hatten, warfen sie sich vor mir nieder und brachten mir die genannten Sachen als Ge-

schenke dar. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Aber das Rätsel war bald gelöst. Die Leute erzählten mir nun, daß ich sie von ihrem schlimmsten Feind befreit hätte und daß die Schlange schon seit Jahren der Fluch ihrer Ortschaft gewesen sei. Sie habe sie beständig durch ihre Anwesenheit bedroht und mehrere ihrer Kühe und ein Kind getötet. Sie hätten bis jetzt schon alles mögliche versucht, um das gefährliche Tier aus ihren Grenzen zu vertreiben, aber es sei alles vergeblich gewesen. Es habe nichts genützt, daß sie in seiner Nähe Stroh verbrannt hätten und ihm damit immer näher auf den Leib gerückt wären; auch das war umsonst, daß sie ihm kleine Schalen mit Milch in kurzen Abständen bis an den Waldesrand hin gestellt hätten, um es vom Ort hinweg ins Dickicht zu locken. Sobald es die Milch ausgetrunken hatte, kroch es wieder in die Ortschaft zurück, nistete sich hier in irgend einem Hause ein und vertrieb dessen Bewohner. So war die Schlange zur Geißel für den ganzen Ort geworden.

Nun hatte ich als Fremder das Tier ohne irgendwelche Kenntnis der Leute für immer aus dem Wege geräumt. Daraus konnte ihnen niemand einen Vorwurf machen, denn die Tat war, wie gesagt, ohne ihr Wissen geschehen. Hätten sie mich dagegen dabei beobachtet, so hätten sie mich notgedrungen bitten müssen, die Schlange am Leben zu lassen, um sich nicht zu Mitschuldnern an ihrem Tode zu machen. So aber wußten sie sich schuldlos und es konnte sie dafür keinerlei Strafe treffen. Ihres Plagegeistes aber waren sie nun für immer los.

Sie baten mich daher inständig, ihre mitgebrachten Gaben des Dankes anzunehmen und stellten mir noch dazu ein fettes Schaf in Aussicht, nach dem sie bereits geschickt hatten. Alles, was ich hierauf zu erwidern hatte, wurde mit Freuden angehört, denn ich wurde von den Leuten als ihr Befreier von großer Plage angesehen. Bald darauf wurde auch das versprochene Schaf von der Herde herbeigebracht und ich hielt mit meinen Begleitern ein fröhliches Mahl, zu dem wir in so unerwarteter Weise gekommen waren. Die Schlange war keine Kobra, denn eine solche wird nie so lang, aber es war nichtsdestoweniger ein ebenso gefährliches, giftiges Tier.

Als die Hitze des Tages ein wenig nachgelassen hatte, begaben wir uns alle in die Stadt, um den Einwohnern zu predigen. Am Toreingang stand bereits der Ausrufer der Stadt mit seiner Handtrommel, und sobald wir daherkamen, ging derselbe durch alle Straßen, schlug sein Instrument und rief mit lauter Stimme: „Kommet herbei, ihr Leute! Kommet und höret, was der Schlangentöter euch zu

sagen hat!" Es währte auch nicht lange und wir hatten die größte Zuhörerschaft. Mit der größten Andacht lauschten sie unserer Ver-

Auf der Reise: Indischer Koch bei der Arbeit.

kündigung, für die mein Erlebnis von selbst den Text gab, indem ich von der „alten Schlange" und von Christo, der ihr den Kopf zertreten, mit aller Freudigkeit redete.

So diente der Vorfall mit der Schlange dazu, die Herzen der Leute für das Evangelium zu erschließen, während ich anfangs das Gegenteil hievon befürchtet hatte.

---

5. Verborgen mit Christo in Gott.

Es war im Juli 1872, daß ich mein Zelt unter einem Mangohain aufgeschlagen hatte. Ich führte meine Reiseapotheke mit mir, denn nach dem Beispiel unseres Herrn und Meisters wollte ich nicht nur in den Städten und Dörfern umher das Evangelium vom Reich Gottes predigen, sondern auch unter dem Beistande Gottes so viel als möglich allerlei Seuche und Krankheit im Volk heilen. Jeden Morgen begab ich mich bei Sonnenaufgang in ein benachbartes Dorf und richtete hier meine Botschaft aus. Dann kehrte ich gegen acht Uhr zu meinem Reisezelt zurück, wo gewöhnlich schon Scharen von Patienten meiner warteten.

Eines Morgens wurde meine Aufmerksamkeit auf eine freundliche alte Brahmanenfrau gelenkt, die ihren kleinen Enkelsohn zur ärztlichen Behandlung herbeigebracht hatte. Sie fiel mir besonders durch ihre Andacht auf, mit der sie der Ansprache zuhörte, die ich gewöhnlich unmittelbar vor dem Beginn meiner ärztlichen Tätigkeit an die wartenden Patienten hielt. Unwillkürlich fühlte sich mein Herz zu der würdigen Matrone hingezogen. Ich behandelte ihren Enkel und wies sie an, den nächsten Tag wieder mit ihm herzukommen. Das tat sie denn auch mehrere Morgen hintereinander und sie stellte sich auch regelmäßig zu unserer Andacht ein. Soviel ich erfahren konnte, wohnte sie im Dorf und war die Mutter eines Brahmanen, der die Stellung eines Ortsbeamten einnahm. Das Kind wurde nach kurzem hergestellt und ich verlor die Frau dann aus dem Gesicht.

Es war dies zu der Zeit, als in dieser Gegend eine Anzahl Leute aus den untern Volksklassen den Mut hatten, aus dem Heidentum herauszutreten und das Christentum anzunehmen. So baten u. a. auch einige Weber in einem benachbarten Dorf um Taufunterricht und warfen ihre Götzen beiseite. Die Leute meinten es ernstlich mit ihrem Uebertritt und konnten schließlich in die christliche Gemeinde aufgenommen werden. Dieser Umstand machte den Bau eines Schulhauses, das zugleich als Kapelle dienen sollte, in jenem Dorfe nötig. Hiezu war uns ein Brahmane als Ortsbeamter behilflich, ohne daß ich damals wußte, warum uns der Mann in so ungewöhnlicher Weise

hilfreiche Hand leistete. Hinterher erfuhr ich, daß es der Sohn jener würdigen Brahmanenfrau war.

Die kleine Gemeinde erhielt zu ihrer Bedienung einen Katechisten mit seiner wackeren Frau. Ihr Häuschen lag in der Mitte zwischen dem Dorf der Kastenleute und den Hütten der kastenlosen Mala.

Eine Hinduwitwe.

Die Mutter des Ortsbeamten war eine der ersten Personen, die sich mit dem Katechistenpaar befreundete. Durch ihre Fürsprache durften sie ihren Bedarf an Wasser aus dem Brunnen des Dorfes schöpfen und genossen um ihretwillen auch sonst noch mancherlei Freundschaft und Liebe. So oft ich die kleine Außenstation besuchte und daselbst

predigte, fand sich die Frau regelmäßig dazu ein und bezeigte das wärmste Interesse.

Mittlerweile sah ich mich genötigt, zur Erholung nach Amerika zu gehen und die Gegend blieb drei Jahre lang ohne einen Missionar. Auch der eingeborene Gehilfe mußte zurückgezogen werden, weil der Arbeitermangel seine Versetzung in das Tamil-Gebiet erforderte. Währenddem brach eine Hungersnot aus und verheerte jene Gegend. Die armen Weber wurden zerstreut und versuchten da und dort im Lande Verdienst und Nahrung zu finden.

Als ich dann im Jahr 1878 wieder in Indien eintraf, suchte ich das alte Arbeitsgebiet wieder auf und sah nach, ob sich unter der Asche noch einige Glut fände. Mein Befund war derart, daß ich mit Freuden den alten Posten wieder besetzte. Ich sah bei dieser Gelegenheit auch den brahmanischen Beamten wieder, der uns seiner Zeit so viel Freundlichkeit erwiesen hatte. Er besuchte uns mit seinem Söhnchen und hieß uns von Herzen willkommen. Aber seine Mutter war inzwischen während der Hungersnot gestorben. Ich konnte nicht viel über sie erfahren, aber einige Zeit später traf ich mit dem Katechisten zusammen, der damals dort stationiert gewesen war. Als ich nun Näheres über sie zu hören wünschte, konnte er mir nur mit Tränen in den Augen folgende Mitteilungen machen.

Sie hatte niemals ein Hehl aus ihrer Freundschaft gemacht, die sie mit dem Katechisten und seiner Frau verband. Aber sie wagte es nicht, öffentlich deren Wohnung aufzusuchen, sondern kam heimlich im Dunkel der Nacht, um mit ihnen über Christum und sein Heil zu reden. Oft, klopfte es noch in später Abendstunde leise an die Tür, und wenn der Katechist nachsah, war es die Brahmanenfrau, die Einlaß bei ihren Freunden begehrte. Dann schlüpfte sie eilends herein ins Haus, schloß die Tür hinter sich und sagte: „Erzählet mir nun noch mehr von Jesus, dem Heiland der Welt!“ Und wenn dies geschehen war und sie sich wieder trennten, da bekannte die Brahmanenfrau: O, ich glaube an ihn, aber mein Sohn würde als Brahmane mich umbringen, wenn ich die Kaste brechen und mich öffentlich den Christen anschließen würde; und wenn er es nicht täte, so wäre es doch sein Ruin, denn die andern Brahmanen würden ihn aus ihrer Gemeinschaft stoßen. Nein, ich darf den Uebertritt nicht öffentlich wagen und Christum als meinen Erlöser bekennen. Aber ihr müßt mir erlauben, euch recht oft zu besuchen, um von ihm zu hören, denn ich glaube von ganzem Herzen an ihn.“

Als der Katechist und seine Frau versetzt wurde, war der Abschied von der Brahmanenfrau ein sehr ergreifender. Sie war un-

tröstlich darüber, denn nun hatte sie niemand, der sie weiterführen konnte auf dem Wege des Lebens. Bis dann der Platz wieder besetzt werden konnte, wurde sie aus diesem Leben abgerufen und sie ist gewiß, auch wenn sie sich nicht offen zu ihrem Erlöser bekennen durfte, von ihm in Gnaden als ein beseligtes Kind Gottes angenommen worden. So oft ich aber in jenes Dorf kam, mußte ich an jene würdige Matrone denken, die ich auch dereinst vor dem Throne Gottes, angetan mit weißen Kleidern, anzutreffen hoffe. Denn auch von ihr galt das Wort des Apostels: Euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott. Wenn aber Christus, euer Leben, sich offenbaren wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit ihm in der Herrlichkeit.

---

6. Was mich ein Huhn lehrte.

Ja in der Tat: ein Huhn hat mir eines Tages in Indien eine Lektion erteilt, die mir gut getan hat.

Man muß wissen, welche Rolle ein gewöhnliches Huhn im Haushalt eines Hindu spielt. Die Hühner werden nämlich in Indien gewissermaßen als Familienglieder angesehen. Sie gehen da im Hause aus und ein wie die Kinder und fühlen sich auch daselbst ganz heimisch. Die Kinder nehmen sie in den Arm wie ein Kätzchen, und so ein Huhn nimmt auch gar keinen Anstand, seine Eier an den ersten besten Platz im Hause zu legen. Habe ich doch von einem eingeborenen Vornehmen gehört, daß er eines Tages seinen goldbordierten Turban abnahm und ihn vorsichtig in einer sichern Ecke seines Zimmers unterbrachte, während er in aller Ruhe sein Mittagsmahl einnahm. Als er sich dann erhob, um seinen Turban wieder aufzusetzen, fand er darin eine seiner Hennen behaglich sitzen, die eben daran war, ihr Ei zu legen. Doch zurück zu meiner Erzählung.

Eines Tages kam einer meiner Gehilfen von einer unserer Außenstationen, die der junge Mann zu bedienen hatte. Er wollte mir wie üblich sein Tagebuch zur Einsicht vorlegen, damit ich daraus ersehen könnte, was er den Monat über gearbeitet und wie er seinen Dienst versehen hatte. Als ich einen Blick hinein tat, sah ich, daß sein Bericht mit dreierlei farbiger Tinte geschrieben war, und zwar hintereinander mit schwarzer, blauer und roter Tinte. Ich fragte ihn, was das zu bedeuten habe? — „Nun, sehen Sie," erwiderte der Gehilfe, „unsere Lieblingshenne hatte sich's in den Kopf gesetzt, zu brüten; aber wir wollten's nicht leiden und nahmen ihr deswegen

alle Eier weg." — „Und was dann?" fragte ich weiter. „Nun, was dann geschah," fuhr mein Gehilfe fort, „ist bald erzählt. Eines Morgens — es war der zehnte des Monats, denn Sie sehen, von da an ist die Farbe der Tinte eine andere — war ich auf einer Predigttour in den umliegenden Dörfern. Als ich von da zurückkehrte, fand ich, daß die störrische Henne in mein Zimmer gegangen war, während meine Frau sich in der Küche aufhielt. Die Henne war auf meinen niedrigen Schreibtisch gehüpft und hatte dort mein irdenes Tintenfaß heruntergeworfen und dasselbe in einen Winkel des Zimmers gescharrt. Die Tinte war natürlich herausgeflossen, die Henne aber saß ganz emsig auf dem Tintenfaß, als ob sie ihre Eier ausbrüten wollte. Ich hatte alle Mühe, es ihr wieder wegzunehmen, denn sie wollte das vermeintliche Ei nicht fahren lassen. Da nun aber kein Tropfen Tinte mehr drin war und ich keine weitere schwarze mehr hatte, so sah ich mich genötigt, mich bei meinen folgenden Aufzeichnungen der blauen Tinte zu bedienen."

„Aber", warf ich lachend ein, „warum hast du denn eine Woche später mit roter Tinte geschrieben?"

„Warum ich das getan habe?" entgegnete mein Gehilfe. „Nun, aus einem sehr einfachen Grunde. Ich hatte mein Fläschchen mit der blauen Tinte vorsichtshalber an einen Nagel an der Wand gehängt, wo es natürlich für die brutsüchtige Henne unerreichbar war. Mit der Zeit, glaubte ich, würde sie wohl von ihrem Vorhaben abkommen. Ich dachte dann auch schließlich nicht mehr dran und ließ aus Versehen eines Tages das Fläschchen offen auf dem Tisch stehen, während ich einen Ausgang besorgte. Aber denken Sie sich: wie ich in mein Zimmer zurückkehre, da finde ich unsere Henne in derselben Ecke sitzen, wie vor acht Tagen, und zwar wieder auf dem Tintenfläschchen, das sie sich vom Tisch heruntergescharrt hatte. Ein Streifen blauer Tinte bezeichnete den Weg, das Fläschchen aber war leer. Nun blieb mir nur noch rote Tinte übrig und mit dieser habe ich meine Aufzeichnungen bisher gemacht, bis ich heute abkommen konnte, um mir frische schwarze Tinte bei Ihnen zu holen."

„Aber", fragte ich lachend, „was habt ihr denn mit der alten Henne angefangen?"

„Nun", erwiderte mein Gehilfe, „es blieb uns jetzt nichts anderes übrig, als ihr nachzugeben. Da sie nun einmal darauf beharrte zu brüten, haben wir ihr schließlich Eier untergelegt. Jetzt sitzt sie auf sieben Eiern in demselben Winkel und brütet eifrig darauf los."

„Gut", sagte ich, „sie hat doch durch Beharrlichkeit ihren Zweck erreicht, und soweit man das vom Verstand einer Henne erwarten

Hindutempelchen.

kann, hat sie ihre Pflicht zu erfüllen gesucht. Daraus können wir alle etwas lernen."

Das die Geschichte unserer Henne. Seitdem habe ich schon oft darüber nachdenken müssen und die Sache hat mir zum Troste gereicht. Wir Missionare in Indien haben es einerseits mit einem recht armseligen Material zu tun und anderseits mit solchem, das wir für recht hoffnungsvoll und aussichtsreich halten. In Wirklichkeit aber wissen wir so wenig wie Frau Henne, die die Tintenfläschchen ausbrüten wollte, ob sich aus der toten Masse irgendwelches Leben entwickeln werde. Wir arbeiten mit allem Ernst und Eifer, unser göttlicher Meister sieht unsere Anstrengungen und weiß auch, daß es vielleicht ein Stoff ist, an dem alle Mühe und Arbeit verloren ist. Da erbarmt er sich unser und belohnt uns schließlich in unserm Dienst für ihn mit einem besseren Material. Ein Beispiel möge das Gesagte beleuchten.

In der Nähe unserer Station lag ein Dorf, an dessen Bewohnern wir jahrelang angestrengt arbeiteten. Ich hielt die Leute für zugänglich und erwartete bestimmt ihren Uebertritt. Aber alle Arbeit war und blieb vergeblich. Es kam zu keiner Belebung der Totengebeine, kein Regen und Bewegen war zu verspüren. Und doch ließen wir's weder am Fleiß noch an der fortgesetzten Arbeit fehlen. Da kommt uns eines Tages aus einem Dorfe nördlich davon die Kunde zu, daß fünf Familien, die einer höheren Kaste als jene angehörten und auch geistig auf einer höheren Stufe standen, willig wären, in den Taufunterricht zu treten und die Jesus-Religion annehmen möchten. Die Sache kam uns ganz unerwartet, denn wir hatten bis jetzt unter jener Bevölkerung nur gelegentlich und nicht wie in dem anderen Dorfe mit Nachdruck gearbeitet. „Da haben wir nun", sagte ich, „bis jetzt in unserer Unwissenheit wie jene Henne beharrlich auf Tintenfässern gesessen und deswegen nichts ausgebrütet. Jetzt hat uns Gott dafür Eier gegeben."

Das kleine Erlebnis hat mir in mancher Hinsicht zur Lehre gedient und mich in meiner täglichen Missionsarbeit oft gestärkt und aufgemuntert. Und so dürfte es vielleicht auch manchem meiner Leser gehen. Vergessen aber dürfen wir nicht, daß es für uns alle heißt:

Brüder, streuet guten Samen,
Noch solang die Saatzeit währt,
Wirket in des Heilands Namen,
Bis er selbst herniederfährt:
Dann wird froh das Erntelied erklingen
Und der Schnitter seine Garben bringen.

7. Ein merkwürdiges Roß.

Vor Jahren kaufte ich in Madras ein Pferd, das recht eigentümliche Eigenschaften hatte. Es bedurfte nämlich eines Kunstgriffes, um es zum Aufbruch zu bringen. Das hatte seine geschichtliche Ursache.

Als es zum erstenmal in den Wagen eingespannt worden war und eingefahren werden sollte, war ihm ein Unfall passiert. Es hatte sich dabei verletzt, und dadurch war es scheu und furchtsam geworden, sodaß es von da an, wenn es angespannt wurde, um keinen Preis vom Platz wollte. War es dann aber einmal im Gang, so lief es ohne Anstand und schlug auch nicht aus, bis es wieder abgeschirrt wurde. Als Reitpferd machte es indes keinerlei Schwierigkeiten. Allein ich mußte es für beide Zwecke, als Wagenpferd wie als Reitpferd benützen, und beschloß deshalb, dem Tiere seine üble Gewohnheit abzugewöhnen.

Aber wie trug ich den Sieg über das Pferd davon? Nun, zuerst brauchte ich oft eine volle Stunde, bis ich es von meiner Tür wegbrachte. Schließlich verfiel ich aber, nachdem ich alles mögliche versucht hatte, auf einen Kunstgriff, der nicht versagte. Ich benützte einen handfesten Bambusstock von zwei Fuß Länge und einem Zoll Durchmesser. An diesen befestigte ich einen Strick mit einer Schlinge. Letztere warfen wir über das eine Ohr des Pferdes und drehten sie mittelst des Stockes am Ohre an. Natürlich empfand das Tier sehr bald die Zusammenschnürung seines Ohres und vergaß darüber den Wagen, an den es gespannt war, und seine ganze Umgebung. Nur darauf bedacht, des Ohrzwanges ledig zu werden, bog es den Kopf niederwärts, zog den Wagen an und trabte in der schönsten Gangart davon. Wenn es dann eine Strecke weit war, streifte ihm der Pferdejunge die Schlinge wieder ab und das Pferd lief den ganzen Tag über ohne Anstand im Wagen. Mein Mittel versagte nie.

Nachdem wir diese Prozedur zwei oder dreimal angewandt hatten, sträubte sich das Pferd dagegen. Es sprang bald rechts, bald links, drängte rückwärts und vorwärts, machte allerlei Kapriolen und schüttelte energisch den Kopf. Es wollte sich um keinen Preis die Schlinge anlegen lassen. Wir begannen nun zu Zweien das Tier zu streicheln und warfen ihm dann unversehens die Schlinge über. Sobald diese scharf angezogen wurde, stand es still, und bei einer weiteren Drehung trabte es ruhig davon. Die ganze Geschichte währte keine 30 Sekunden, während man es früher nicht unter einer Stunde von der Stelle gebracht hatte. Nach und nach gewöhnte es sich an die Sache und

leistete der Anlegung der Schlinge keinen Widerstand mehr. Aber ohne deren Anwendung war mit ihm nichts anzufangen.

Es vergingen einige Monate, und nun war das Pferd so weit, daß es selbst die Schlinge für notwendig hielt. Sobald man sich in den Wagen setzte, bog es seinen Kopf herunter, um sich die Schlinge anlegen und andrehen zu lassen. Eine oder zwei Umdrehungen genügten. Schließlich wurde das Instrument ganz überflüssig; denn sobald es seinen Kopf herabbeugte und mit seinem linken Ohr den Pferdejungen anstieß, faßte dieser das Ohr nur mit der Hand, kniff es ein wenig und sofort setzte sich das Tier in Trab. Die Eingeborenen sagten lachend: das Pferd will nicht ohne den Schraubenschlüssel laufen, und in der Tat, sie schienen recht zu haben.

Als wir so weit waren, daß die gewaltsame Behandlung des Ohrs nur noch eine bloße Form war, suchte ich ihm die Sache wieder abzugewöhnen. Aber da hatte ich mich bei meinem Renner verrechnet. Ich streichelte ihn, redete ihm zu, gab ihm etwas Salz oder Zucker oder Brot, stieg dann in den Wagen und wollte abfahren. Aber mein Pferd zog nicht an, es blieb auf einem Fleck stehen. Ich tat schön mit ihm, ich versetzte ihm eins mit der Peitsche; aber nein, es half nichts. Es stemmte die Beine an und schlug aus. Dann stand es wieder still, bog den Hals und schaute nach dem Pferdejungen, als wenn es ihm sagen wollte: „Kneif mich doch bitte erst ins Ohr; sonst kann ich nicht losgehen!“ In dem Augenblick, da dieser das Ohr faßte und es einmal um sich selbst drehte, war ihm Genüge geschehen und es setzte sich in Bewegung.

Die Sache erregte bei jedermann die größte Heiterkeit. Ich hatte das Pferd sechs Jahre und verkaufte es dann mit meinem Patent. Von seinem späteren Eigentümer hörte ich, daß man dasselbe bei ihm anwenden mußte, so lange es lebte.

Diese Pferdegeschichte ging mir eines Nachts, als ich nicht schlafen konnte, durch den Kopf. Es war mir, als ob mein Pferd da und dort in den Gemeinden der Heimat auftauchte, und es traten Persönlichkeiten vor mein geistiges Auge, die ich bei einem Besuch in Amerika kennen gelernt hatte, denen man wie jenem Pferd ebenfalls den Schraubenschlüssel anlegen muß, ehe sie sich dazu verstehen, am Wagen der Mission zu ziehen. Ja, unter dem Sattel des allgemeinen Wohlwollens laufen sie ohne Anstand, aber sollen sie sich an den Missionswagen anspannen lassen, da sind sie störrisch und schlagen aus. Es bedarf hiefür erst eines recht drastischen Mittels, ehe sie sich dazu bereit finden.

So kenne ich manche Christen unserer heimatlichen Kirche, die sich nicht dazu verstehen, einen Pfennig in die Kasse einer Missions-

gesellschaft fließen zu lassen. Erst wenn sie zufällig von irgend einem einzelnen Missionar im fernen Osten hören, daß derselbe sein besonderes Aeckerlein bebaut und mit dem äußeren Durchkommen zu ringen hat, da fühlen sie sich gedrungen, freigebig beizusteuern. Sie gehorchen nur einem äußern Impuls.

Wieder andere gibt es, die kein Interesse für die Ausbildung von eingeborenen Gehilfen haben und deswegen für die Mission zu diesem Zweck nichts tun wollen. Da hören sie vielleicht von irgend einem besonderen Fall, von einem jungen Eingeborenen, mit dem sie vielleicht gar in brieflichen Verkehr treten, und siehe da — das Interesse für denselben läßt sie plötzlich in den Geldbeutel greifen.

Dergleichen Fälle kamen mir, wie gesagt, ab und zu bei meinem Besuch in der Heimat vor, wenn ich da und dort Missionsvorträge hielt, und jedesmal mußte ich an die Eigentümlichkeiten meines Pferdes denken, das erst durch einen Kunstgriff zum Anziehen gebracht werden konnte.

Aber Gott sei Dank, ich lernte auch viele, sehr viele edle Männer und Frauen kennen, die dessen nicht bedurften, sondern stets bereit waren, ohne allen Antrieb den Missionswagen mit ziehen zu helfen. Auf solche kann sich auch eine Missionsgesellschaft unter allen Umständen verlassen. Sie lassen sie nie im Stich. Auf sie ist mehr Verlaß als auf die, die zwar schließlich willig sind, aber die doch erst dazu angetrieben werden müssen.

„Herr Missionar", sagte eines Tages ein Gemeindeältester zu mir, indem er sich mir vorstellte, „ich komme in Angelegenheit unserer Gemeinde zu Ihnen und möchte Sie bitten, uns einen Missionsvortrag zu halten. Unsere Gemeinde hätte schon vor Monaten eine Missionskollekte veranstalten und an die Missionsgesellschaft schicken sollen, aber man ist nicht dazu gekommen. Nun haben wir die Sache mit einander besprochen und hoffen, daß wir etwas Rechtes zusammen bekommen, wenn Sie uns die Freude machen und eine Ansprache in unserer Kirche halten wollen."

„Gut", sagte ich, „das will ich gern tun und Ihnen das eine und andere über unsere Mission berichten, sobald ich den Tag bestimmen kann, der mir zur Verfügung steht; denn vorderhand bin ich schon versagt. Aber da Sie miteinander übereingekommen sind, etwas für die Mission zu tun, so wäre es am besten, Sie veranstalteten die Kollekte gleich, umso mehr als sich die Missionsgesellschaft gerade in drückender Geldnot befindet. Schieben Sie bitte die Sache nicht länger auf; sobald ich abkommen kann, können Sie auf mich rechnen."

„Nein, das geht nicht an", meinte der Gemeindeälteste, „das läßt sich nicht wohl tun". — „Und warum nicht?" — „Ja, sehen Sie, wir haben unter uns ausgemacht, diesmal besonders reichlich zu steuern; aber wir versprechen uns nur dann einen rechten Erfolg, wenn Sie unter uns auftreten und die Leute — na, Sie wissen schon wie? — so recht für die Sache zu interessieren suchen. Sie sollen gewiß nicht enttäuscht sein und eine schöne Summe für die Mission erhalten, denn das steht uns fest, und die meisten haben sich dazu verpflichtet. Aber, wie gesagt, Sie müssen erst kommen und uns eine recht warme Ansprache halten."

Ich lächelte und dachte bei mir selbst: „Das ist wie bei meinem Pferd, als ich's im dritten Stadium des Drills hatte. Jene Gemeinde hält ihr Ohr hin und bittet mich, es ein wenig anzudrehen, damit sie in Trab kommt. Sie ist willig den Missionswagen zu ziehen, aber sie will erst angetrieben werden."

„Lieber Herr Bruder", sagte bei einer andern Gelegenheit ein Geistlicher zu mir, „wir haben am letzten Sonntag zum Besten der Mission tausend Dollar in unserer Kirche gesammelt. Es ist mehr als bisher und wir haben alle eine große Freude darüber. Nun möchten wir Sie bitten, am ersten Sonntag des nächsten Monats zu uns zu kommen und uns einen Missionsvortrag zu halten."

„Schön", sagte ich, „diese Gemeinde hat's weiter gebracht als mein Pferd; denn sie hat ohne weiteres ihre Pflicht getan und dann erst ihr Ohr hingehalten, um daran gezogen zu werden." Mit großer Freude begab ich mich am bestimmten Tage in jene Gemeinde und erzählte ihr von unserer Missionsarbeit in Indien.

Eines Tages kam der Leiter einer Sonntagsschule zu mir und sagte mit lächelnder Miene: Unsere Sonntagsschule hat während des letzten Jahres 175 Dollar für die Mission zusammengebracht, die wir für Ihre Mission in Indien bestimmt haben. Nun ist das Jahr aber schon vor drei Monaten abgelaufen und noch immer befindet sich das Geld in den Händen des Kassiers. Denn wir wollten es nicht gern eher abliefern, als bis Sie Zeit hätten, uns eine Ansprache zu halten. Bei dieser Gelegenheit wollten wir Ihnen den Betrag in aller Form zusprechen und dann das Geld sofort an die Missionsleitung abschicken Nun haben wir die ganze Zeit über darauf gewartet, bis Sie abkommen könnten, denn wie man uns vom Missionshaus aus mitteilte, waren Sie bisher immer anderswo in Anspruch genommen. Wann dürfen wir Sie nun wohl erwarten? Das Geld liegt müßig da und es sollte endlich einmal abgeschickt

werden, denn wir wissen, die Missionsgesellschaft kann es gut brauchen. Kommen Sie deshalb bitte doch recht bald!"

„Da haben wir's", sagte ich, „alles ist bereit; die ganze Familie sitzt im Wagen, aber sie muß eine halbe Stunde auf den Pferdejungen warten, der sonstwo beschäftigt ist, während das Pferd die ganze Zeit über sein Ohr herunterbeugt und darauf wartet, daß sein Leibkutscher es am Ohr zieht und zum Gehen bringt."

Ein anderer Fall, der mir erzählt wurde, belustigte mich einerseits, und anderseits betrübte er mich. An einem bestimmten Sonntag sollte ein Missionar in einer Kirche reden, wobei zugleich die jährliche Kollekte für die Mission erhoben werden sollte. Davon war aber eins der Gemeindeglieder durchaus nicht erbaut, obschon es ein recht guter Christ sein wollte und auch dafür galt. Aber Herr N. hatte genug gehört von diesen alten Missionsgeschichten und wollte nichts mehr davon vernehmen. Auch hielt er nichts von der ganzen Heidenmission und meinte, man habe Heiden genug um sich herum in der Heimat. Er beschloß deshalb, an diesem Sonntag mit seiner ganzen Familie vom Gottesdienst wegzubleiben.

Der betreffende Sonntag kam heran und Herr N. blieb mit seiner Familie zu Hause. So kam es, daß keins von ihnen die Vermeldung hörte, die der Pastor seiner Gemeinde machte, daß nach einem eingelaufenen Telegramm der erwartete Missionar diesmal verhindert sei und erst am nächsten Sonntag kommen könnte. Demzufolge werde man auch die Missionskollekte bis dahin verschieben.

Am folgenden Sonntag fand sich Herr N. wie gewöhnlich zum Gottesdienst ein und besetzte mit seiner Familie seinen Kirchenstuhl. Er saß recht behaglich und andächtig da, mit dem beruhigenden Bewußtsein, daß er glücklich um den langweiligen Missionsvortrag gekommen sei. Während die Orgel das Vorspiel hören ließ, trat der Ortsgeistliche aus der Sakristei heraus und mit ihm ein Fremder. Der Pastor leitete nun den Gottesdienst ein und die Gemeinde stimmte das Kirchenlied an. Dann erhob sich der Pastor und machte der Gemeinde bekannt, daß jetzt der betreffende Missionar da sei und seine Ansprache halten werde. Die Gemeinde möchte dann auch ihre Pflicht tun und recht reichlich für die Mission steuern.

Herr N. war wie vom Donner gerührt. Aber was sollte er tun? Während des Gottesdienstes hinausgehen konnte er nicht wohl, ohne allerseits Aufsehen zu erregen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sitzen zu bleiben und wider seinen Willen zuzuhören. Der Missionar berichtete in schlichter Weise von seinen Erlebnissen, von seiner Arbeit, vom Werk des Herrn unter den Heiden. Am Schluß

kam es zur Kollekte und es wurden wie üblich die Opferteller herumgereicht. Die Kollekte fiel unerwartet reichlich aus, und auch Herr N. fühlte sich in seinem Innern angetrieben, diesmal etwas Besonderes zu tun. Er zog seinen Geldbeutel aus der Tasche und leerte ihn unbesehen auf den Teller. Er war und blieb von da an der freigebigste und wärmste Missionsfreund der Gemeinde. — Herr N. gehörte zu den Leuten, die anfangs um keinen Preis ihr Ohr herhalten wollen, dann aber ohne Zwang und Antrieb ihrer Christenpflicht nachkommen.

So könnte ich noch manches Beispiel aus meiner Missionserfahrung anführen. Aber es sei genug. Nur das noch möchte ich bezeugen, daß Gott sei Dank nicht alle Christen, nicht alle Gemeinschaften, nicht alle Gemeinden jenes Gewaltmittels bedürfen, sondern freiwillig, freigebig und von Herzen die Werke des Reiches Gottes zu fördern suchen und nicht aufhören zu beten: Dein Reich komme!"

Buchdruckerei Friedrich Reinhardt, Basel.

Verlag der **Missionsbuchhandlung** in **Basel**

à 20 Cts. = 15 Pf.

Hans Egede (Missionshelden I.)
David Zeisberger (Missionshelden II.)
Jauchzet dem Herrn alle Welt. Von J. Flad.
Durch Nacht zum Licht.
An den Gräbern chinesischer Märtyrer.
Wie siehts in Indien aus?
John Paton, Missionar unt. d. Kannibalen d. Südsee.
Das Evangelium unter den Bauern der Tschonglokberge.
Der Sieg d. Evangeliums a. d. Südseeinsel Aniwa.
Altes und Neues aus China.
Bilder aus dem südindischen Volksleben.
Aus der Heimat in die Heimat. P. Pfr. R. Wenger.
Die Stellung und Aufgabe der christlichen Frau.
Madagaskar einst und jetzt. 3. ergänzte Aufl.
Das Leben im Basler Missionshaus. Von J. Haller.
Afrikan. Wanderbilder I. u. II. Heft. Mit je 11 Bld.
Blicke in indisches Witwenleben. Mit 7 Bildern.
Gowinda, der Elephantenführer. Mit 8 Bildern.
Carte des missions coloriée.

à 25 Cts. = 20 Pf.

Bonaberi. Stationsbild aus Kamerun.
Bilder aus Japan. Von L. Oehler.
Unter den Wilden von Tanna. Von P. Steiner.
Weiß oder Rot? Lakschmi Bais Entscheidung.
Im Dienst der Liebe. (Irene Petrie.)
Allein in Afrika.

à 25 Cts. = 20 Pf.

Außer dem Lager. Von J. Kammerer.
Tage der Drangsal in China. 3. Aufl.
Das Jünglingsleben im Lichte des Evangeliums.
Ev. Missionskalender mit Farbendruckbild.

Ein treuer Knecht des Herrn. (Dr. Liebendörfer.)
Schrenk, E., Das Jungfrauenleben im Lichte des Evangeliums.
Uganda. Das Evang. am Viktoria Nyansa.
In der Einsamkeit einer Südseeinsel. Marg. Paton.
Ins Innere von Kamerun. V. Autenrieth. 3. Aufl.

à 30 Cts. = 25 Pf.

Pionierarbeit im südlichen Kamerun.
Kolorierte Missionsweltkarte. Mit Begleitwort.
Ein russischer Edelmann als Missionar. (Zaremba).
Frauenelend und Frauenmission in Indien.
Von Heiligtum zu Heiligtum (Karunagaran).
An der Westküste Indiens. Mit Karte u. 12 Bild.
Dreißig Jahre auf der Goldküste.
Kamerun, Land, Leute u. Mission. M. Karte. 9. Aufl.
Almanach des missions évangéliques.

à 35 Cts. = 30 Pf.

Mädchen aus aller Welt. Von E. Petschke.
Der Herr siehet. Aus Pfr. Ludwigs Leben.
Von Kyebi nach Kumase. V. Huppenbauer.
Vier Jahre gefangen in Asante.
Saat u. Ernte der Basler Mission auf der Goldküste.
Im Reich der Mitte. Die Basler Mission in China.
Auf chinesischen Missionspfaden. 13 Stationsbild.
Am Goldstrand. Von P. Steiner. Mit 45 Bildern.

Ferner:

Schreckenstage in Kumase. 40 Cts. = 30 Pf.
Soll ich Missionar werden? Ein Ratgeber v. F. Würz. 50 Cts. = 40 Pf.
Senana-Gestalten. Von Hanna Rhiem. 50 Cts. = 40 Pf.
Die Arbeitsstätten der Basler Mission. Mit 15 Bildern. 75 Cts. = 60 Pf.

Größere Schriften.

Schultze, O., **Lebensbilder aus der chinesischen Mission.** Mit Bildern. Geb. Fr. 2.25 = Mk. 1.80
Geyser, P., **Mit eisernem Willen** Mit Bildern. Br. Fr. 1.75 = M. 1.40, in Lw. Fr. 2.50 = M. 2.—
Peyer, G., **François Coillard.** Mit Bildern. Br. Fr. 1.50 = M. 1.20, in Lw. Fr. 2.25 = M. 1.80.
Schaal, L., **Freud und Leid unter dem Zeichen des Kreuzes.** Mit Bildern. Fr. 1.50 = M. 1.20.
Oehler, L., **Die Frauenmission in den Heidenländern.** Fr. 2.25 = Mk. 1.80, in Lw. Fr. 3 = Mk. 2.40.
Steiner, P., **Im Heim des afrikanischen Bauern.** Skizzen aus der Basler Mission im Buschland. In Leinwand geb. Fr. 1.50 = Mk. 1.20.
Gillie, R. C., **Die Geschichte von Jesus, dem Kinderfreund.** Aus dem Engl. von L. Oehler. Mit 16 Lichtdruckbildern nach Hofmann u. Schram. | In eleg. Orig.-Band Fr. 4.50 = Mk. 3.60.
Maier, Martin, **Die gelbe Gefahr und ihre Abwehr.** Fr. —.80 = Mk. —.65.
China in Wort und Bild. Von J. Flad. In farbigem Umschlag Fr. 1.50 = Mk. 1.20
Alltagsleben in China. Bilder aus dem chinesischen Volksleben. eleg. geb. Fr. 2 = Mk. 1.60.
Eppler, P., **Geschichte der Basler Mission 1815—99.** Mit 4 Karten. Fr. 3.75 = Mk. 3.—
Miescher, **In der Fremde und Daheim.** eleg. geb 60 Cts. | In Lwd. geb. Fr. 1.25
Haslam, W., **Aehren aus Gottes Erntefeld.** Geschichten zum Evang. Johannis. (168 S.) Mit Titelbild. broch. 80 Cts. = 65 Pfg. | eleg. geb. Fr. 1.25. = Mk. 1.—
Josenhans, † **Missionsinsp. Ausgewählte Reden.** (242 S.) broch. Fr. 1. | geb. Fr. 1.50. = Mk. 1.20
Missionsliederbuch. 470 Nrn. (364 S.) 2. Aufl. Fr. 1.50. | Lwd. Fr. 2.50. | m. Goldschn. Fr. 3.
Schrenk, E. **Das Jungfrauenleben im Lichte des Evangeliums,** eleg. geb. 75 Cts. = 60 Pfg.
Wagner-Groben, Pfr., **Jakobs Pilgerleben** od. Menschliche Sünde u. Gottes Erbarmen. 7. Aufl. broch. Fr. 2 = Mk. 1.60. | eleg. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40. | mit Goldschn. Fr. 3.25. = Mk. 2.60.
Die Macht des Gebets. Zum Verständnis von Jesu Gebets-Verheißungen. 7. Aufl. broch. Fr 2 = Mk. 1.60. | eleg. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40. | mit Goldschn. Fr. 3.25. = Mk. 2.60.
— **Vom Tabor bis Golgatha.** Zum Verständnis der Leidensgeschichte. 7. Aufl. broch.
— Fr. 4 = Mk. 3 20. | eleg. geb. Fr. 5.25 = Mk. 4.20. | mit Goldschn. Fr. 5.60. = Mk. 4.50.
— **Himmlisches Licht ins irdische Dunkel.** Zeugnisse von Gottes Gnadenführungen mit seinen Kindern. 4. Aufl. broch. Fr. 2 = Mk. 1.60. | eleg. geb. Fr. 3. | m. Goldschn. Fr. 3.25.
— **Das Jünglingsleben** im Lichte des Evangeliums. 6. Aufl. Mit Lebensabriß geb. 60 Pfg.
Gedenkblatt der Basler Mission. Farbendruck 30 Cts. = 25 Pf.
Missionsbüchse mit nickendem Neger. Große: Fr. 4.75. Mittlere, nickend Fr. 3.— Kleine, nicht nickend, Fr. 1.50.

☞ Adresse aus Deutschland: **Missionsbuchhandlung St. Ludwig** (Elsaß).

Reiſewagen vor einem indiſchen Raſthaus.